

KÜNSTLER KOLONIE KURIER 7



**Ein bisschen neu, ein bisschen anders und
dennoch ganz aus der Tradition unseres
Vereins KünstlerKolonie Berlin e.V.**



www.kuenstlerkolonie-berlin-ev.de

In eigener Sache

Bericht vom neuen Vorstand
(ab April 2014)

Unser 2014 gewählter Vereinsvorstand hatte sich mit dem Vorsatz gefunden, unbeeinflusst von vergangenen Unstimmigkeiten und Missverständnissen, in freundschaftlicher Zusammenarbeit die einstmals so erfolgreiche Arbeit unseres Vereins KünstlerKolonie Berlin e.V. wieder aufzunehmen und in alter Tradition fortzusetzen. Zur Freude aller gelang uns das! Seither trifft sich unser Vorstand an jedem ersten Montag im Monat.

Unser Verein verfolgt zwei Ziele. Zum Ersten die **Aufarbeitung der vielschichtigen Geschichte der Bau- bzw. Wohnanlage Künstlerkolonie und ihrer Bewohner**, einschließlich der einzigartigen juristischen Besonderheiten und zweitens unsere **kommunale Kulturarbeit**.

Die **Vorstellung der künstlerischen Arbeit von Künstlern** des Vereins oder von Freunden des Vereins gibt es zumeist an jedem dritten Mittwoch im Monat, (außer Juli und Dezember) auf der Bühne des bezirklichen TheaterCoupé im Bürgerhaus am Fehrbelliner Platz, Hohenzollerndamm 177.

Zum **Wilmersdorfer Künstlerstammtisch** treffen sich Bürgerinnen und Bürger mit Künstlern unterschiedlicher künstlerischer Richtungen, die von sich berichten oder auch etwas vortragen. Also ein Treffen von Künstlern und Menschen sich dort „hautnah“ bei Kaffee, Saft oder Wein kennen zu lernen.

Das ist die beste Gelegenheit über alle Möglichkeiten, die die KünstlerKolonie Berlin e.V. bietet, zu sprechen.

Diese Kommunikationsebene entwickelte sich (wieder) erfolgreich und wurde recht schnell zu einem Treffpunkt zur Vermittlung von Bekanntschaften und führte zum Wiedersehen von alten Freunden. In diesem Kreis konnten wir beginnen Aus- oder Vorstellungen zu entwickeln, konnten einander kennen lernen und erhielten viele Hinweise wie wer wo ggf. mit wem zusammenarbeiten kann oder will.

Soweit möglich, versuchen wir unsere Künstler auch an anderen Orten vorzustellen, z.B. im IBZ und anderen Orts.

Es gibt manch interessante Bewerbung für eine Vorstellung im TheaterCoupé. Um einen Auftritt zu realisieren, brauchen wir immer die Unterstützung aktiver Mitglieder.

Unabhängig vom Verein besteht auch die Möglichkeit, sich direkt an das Kulturamt Charlottenburg-Wilmersdorf zu wenden, um zu deren üblichen Bedingungen Veranstaltungen im TheaterCoupé durchzuführen.

(www.berlin.de/ba-charlottenburg-wilmersdorf/.../kultur/theater-coup)

Zur **Aufarbeitung der Historie** gehört es, wie in den vergangenen Jahren weitere auf die Künstlerkolonie bezogene Biographien zu erarbeiten.

Hierzu erwies sich, für uns unerwartet und überraschend, wie viele Filme/Berichte einstiger oder derzeitiger Bewohner hierzu gehörten. So begannen wir auch alte Filme oder aktuelle Fernsehberichterstattungen zu sammeln und einzuspeichern.

Unsere **AG-KÜKO-Dokumentation** begann die Aufarbeitung und Berichterstattung zur Künstlerkolonie im Sommer 2014 und wurde geradezu überrannt mit Beiträgen, Bildern und Dokumenten. Inzwischen konnten wir zur Historie der Wohnanlage, zu der beteiligten GDBA und vielen Persönlichkeiten rund tausendeinhundert Bilder und Dokumente für eine Veröffentlichung einscannen.

Um diese große Flut zu ordnen, haben wir für jedes Jahr von 1926 bis heute Seiten vorformatiert, die hierzu Auskunft geben. Je eine (Jahres-)Seite zu den politisch-sozialen Umständen der Zeit, eine Seite zur Entwicklung in/der Künstlerkolonie und eine Seite zu den jeweiligen Presseberichterstattungen. Ab 1988 fügen wir auch jeweils eine Seite zum Wirken unseres Vereins KünstlerKolonie Berlin e.V. hinzu.

Seit Herbst 2014 erhielten wir zunehmend Erinnerungsberichte und Fotos einstiger oder derzeitiger Bewohner der Künstlerkolonie, wie auch Anmerkungen/Artikel, die wir alle einfügen. Mit Dank nahmen wir auch (alte und neue) Mietverträge auf, wie möglichst auch Zahlen zu den Einkommen der jeweiligen Jahre, den Lebensmittelpreisen usw.

Aus dieser Arbeit konnten wir schon einen beträchtlichen Umfang zusammenstellen. Aber wir erkannten aus dieser Arbeit auch, wie uns die Zeit wegläuft. Viele der einstigen Bewohner sind verstorben und Bild- oder Dokumentationsmaterial gingen leider unter.

So gilt es hierzu möglichst die Öffentlichkeit für weitere Berichte, alte Fotos oder Belege zu suchen. Für alles sind wir dankbar, versprechen es einzuscannen (zurückzugeben), aufzubewahren und in die Zukunft zu tragen. Bitte nichts wegwerfen, sondern uns geben!

Zu unserer Dokumentationsarbeit erhielten wir viele Anfragen, z.B. von der Gedenkstätte Judaikum und konnten öfter hilfreiche Auskunft geben.

Es ist geplant, eine Art **Vorschau** auf die große Dokumentation in Form eines **Taschenbuches** im nächsten Jahr zu veröffentlichen.

Hier einige Informationen zur Künstlerkolonie

Aus der Situation der späten 1920er Jahre wurde diese Künstlerkolonie erbaut. Eigentümer dieser Immobilie wurde inzwischen die VONOVIA; seit September 2015 ein Zusammenschluss der Deutsche Annington mit der GAGFAH. Durch ausländische Investoren erweitert, hat sie nun auch internationalen Kapitalverwertungsinteressen zu entsprechen.

Das war ganz anders als es 1926 zur Gründung der Künstlerkolonie kam, als es in Berlin eine Sondersteuer auf alle vor dem Ersten Weltkrieg errichteten Wohnräume gab, aus der erhebliche Sondermittel bereit standen, um viele Berliner Wohnungen zu bauen, heute die sogenannten „Altneubauten“. Mit solcher Unterstützung wurde auch die Künstlerkolonie von der GDBA (Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger) und dem SDS (Schutzverband Deutscher Schriftsteller) gegründet. Beide Organisationen wollten damit preiswerten und guten Wohnraum für ihre Mitglieder errichten.



Sanierung der Künstlerkolonie in Berlin
Wilmersdorf: Vorher (oben) und nachher (unten)

Fotos: Jörg Westphal



Wie sich das änderte, berichten wir in unserer historischen Dokumentation, – die u.a. anregen könnte, heute politisch ähnlich wie damals zu handeln, um die Knappheit an bezahlbarem Mietwohnraum auszugleichen? **Vorträge zur Künstlerkolonie** werden wir ab 2016 mit einer Powerpoint-Präsentation halten. Veranstaltungen zu dem Thema haben wir mit einigen Organisationen verabredet. – Wenn Sie mit Ihrer Kirchengemeinde, Ihrem Verein, Ihrer Innung, Loge oder ähnlichem auch Interesse hieran haben, melden Sie sich bitte rechtzeitig an, da unsere personellen (ehrenamtlichen!) Ressourcen begrenzt sind.

Kontakte zur kommunalen Kulturpolitik suchten und fanden wir zu den bezirklichen Fraktionen. Von der Fraktion Bündnis 90/Die Grünen besuchte die Bezirksverordnete Dagmar Kempf unseren Wilmersdorfer Künstlerstammtisch und konnte den Anwesenden mit Ratschlägen zur Künstlerförderung in Berlin helfen.

Auch unsere Kontakte zur SPD und CDU-Fraktion stießen auf neugieriges Interesse. Wir erhielten Einladungen zur allgemei-

nen Information über die geschichtsträchtige Künstlerkolonie. Ähnliches Interesse fanden wir beim Heimatverein Wilmersdorf, der Kommunalen Galerie u.a.

All diese Kontakte erfordern Zeit, die uns aus ehrenamtlicher Arbeit oft nicht ausreichend zur Verfügung stand und steht. Selbstverständlich freuen wir uns über so viel Interesse, denn es ist ja unser Anliegen die Geschichte dieses Teils unserer Stadt zu erhalten und in die Zukunft zu tragen, wie auch Berliner Künstlern/Innen in unserem kommunalen Bereich vorzustellen. So freuen wir uns über das breite Interesse und über manche Unterstützung. – So suchen wir nach Menschen, die Interesse an Kunst- und Kultur-, auch Baugeschichte im weitesten Sinne haben. Menschen mit Neugier zu dem, was das Drumherum ausmacht, was hinter und vor der Bühne passiert und die uns tatkräftig unterstützen, auf praktische wie auch finanzielle Weise.

*Für die Unterstützung unserer
Pressearbeit durch Veröffentlichung
unserer Veranstaltungen bedanken wir
uns bei den folgenden Printmedien:*

„Tipp“, „Zitty“, „Berliner Woche“ und „Kiez Wilmersdorf“, beim Kulturamt Charlottenburg-Wilmersdorf, bei den Lokalen „Straßenbahn“ (www.strassenbahn-kneipe.com), dem Casino Sternstunde (www.yelp.de), dem „Terzo Mondo“ (www.terzo-mondo.de) und der Kleinkunstabühne „Corbo“ (www.corbo-berlin.de), sowie dem Laden der Deutschen Annington am Breitenbachplatz und vielen anderen, bei denen wir unsere Plakate hängen dürfen.

Ebenso bedanken wir uns für die freundschaftliche Zusammenarbeit mit: dem Verein „Rüdi-net“ (www.ruedi-net.de), der GDBA (www.buehnengenossenschaft.de/landesverband-berlin-brandenburg), der Ernst-Busch-Gesellschaft (www.ernst-busch.net), der GCJZ (www.gcjz-berlin.de), dem Heimatverein-Wilmersdorf und gerade aufgenommen der Erich-Kästner Gesellschaft, dem Centrum Judaika und anderen.

*Alwin Schütze
für den Vorstand des Vereins*

Rüdi-Net
www.ruedi-net.net



Das Netzwerk am Rüdesheimer Platz

Das Miteinander im lebens- und liebenswerten
Kiez im Rheingau-Viertel stärken.
Werden Sie Mitglied !

Info unter www.ruedi-net.net

In die Rente und in unseren Verein Künstlerkolonie Berlin e.V.

Als sich 2013 herum sprach, dass ich im nächsten Frühjahr mein Rentendasein beginnen würde sprachen mich alte Freunde mit der Bitte an, meine vermehrte Freizeit in die Vorstandsarbeit unseres Vereins einzubringen. Ich dachte lange darüber nach und beriet mich mit kommunalen Persönlichkeiten meines Vertrauens.

Gesellschaftliche Arbeit ist mir seit meinen Jugendtagen vertraut, doch war ich nie Künstler, sondern (Kunst-)Handwerker und Restaurator. Als Mitglied der Handwerkskammer hatte ich die übliche MwSt. von 19% zu entrichten, während Künstler nur den verringerten MwSt.-Satz von 7% zu entrichten haben. Das ergab eine (oft unangenehme) Konkurrenzsituation, die ich Zeit meines Berufslebens versuchte zu überwinden, was leider nur selten gelang.

Seit meinen Kindertagen zeichnete und gestaltete ich (bereits in der elterlichen Werkstatt) gerne und viel, wurde dann aber erst einmal Uhrmacher, übernahm nach meiner Meisterprüfung den Berufs-

schulunterricht für die West-Berliner Uhrmacher und bald auch für Graveure und Ziseleure, wozu ich in vielen Nächten unzähliges zur Kalligraphie und zum darstellenden Zeichnen nachlernte. Später übernahm ich auch den Stilkundeunterricht der Goldschmiede. Tageskurse zum Nachlernen konnte ich nicht in Anspruch nehmen, da ich meine Tageszeit als Alleinerziehender zwischen meinen Töchtern, meinem Restaurierungsbetrieb und der Berufsschularbeit aufging. An manchen Wochenenden auch in der Handwerkskammer zur Leitung von Meisterprüfungsvorbereitungskursen.

Die ersten Jahre dazu waren sehr, sehr anstrengend, zumal ich nach meiner Uhrmacherausbildung viel zu den Berufsfeldern der Graveure, Ziseleure und Goldschmiede zu lernen und zu üben hatte. In meiner Werkstatt restaurierte und reparierte ich dann Uhren, Schmuck und Bau- und Möbelbeschläge. Oft konnte ich dabei manch anderes meiner Umwelt kaum aufnehmen und wurde auf der einen Seite ein „Fachidiot“, wie auf der anderen Seite ein fachübergreifender Vermittler. (Über die Arbeit mit historischen Baubeschlägen auch zur Berliner Historie.) Nach den ersten 20 Jahren „flog mir immer mehr aus der Alltagsarbeit zu“, bzw. wurde es mir von den vielen unterschiedlich arbeitenden Kollegen/Innen zugetragen. Als ich dann mitbekam, wie einige Schüler (und auch Kunden) mir den Spitznamen eines „wandelnden Fachlexikons“ gaben konnte ich das nur langsam als Auszeichnung annehmen.

Meine übergreifenden Vermittlungsbemühungen brachte ich dann zunehmend auch zu Berufs- wie Hobbykünstler über „Künstlergruppen“ ein, deren Ergebnisse u.a. über unseren Verein Künstlerkolonie Berlin e.V. auch in unserer Kommunalen Galerie vorgestellt wurden. Meine beiden Töchter wurden größer und selbständiger und ich hatte wieder mehr Freiraum, den ich dann über einige Zeit in unsere Vorstandsarbeit einbrachte.

Doch blieb ich noch länger mit den Kindern „zu Hause angebunden“ und lud demzufolge viele Künstler und (Hand-

werks-)Kollegen in unsere Werkstatt/Atelierwohnung ein, was für mich zumeist einfacher war als diese zu besuchen. Schnell ergaben sich daraus auch Gesprächskreise und Vorstellungen in unseren Räumen.

Wie könnte oder wollte ich solche prägenden Lebenserfahrungen zur Künstlerkolonie Berlin e.V. einbringen? Sowohl durch mein gesellschaftliches Engagement, wie auch meine Berufserfahrung, war ich stets engagiert und zur Berliner Geschichte erfahren, was ich einbringen konnte, – auch unterstützt durch meinen Fundus. Daraus lag es nahe, mich aktiv der Aufarbeitung der Geschichte unserer Künstlerkolonie zu widmen, deren Aufarbeitung sich immer wieder verzögert hatte.



Alwin Schütze 2010 – Foto: privat

Die Welt der Bühnenkünstler blieb mir lange unvertraut. Zwar hatte ich seit den 80er Jahren solche aus meinem Freundeskreis immer wieder in meinem privaten Rahmen vorgestellt, – weil ich dazu nicht nur keinen Babysitter benötigte, sondern meinen Töchtern unsere Lebenswelt dazu öffnen konnte. Nachdem meine Töchter ausgezogen waren, setzte ich diese Tradition fort, – nun regelmäßig am dritten Donnerstag in meinen Atelierräumen, was meine Freunde „Alwins Suppenabend“ nannten, weil ich dazu jeweils „eine Suppe/einen Eintopf“ bereitete. Das wohlbeabsichtigt, denn ich wollte mich nie zu den alten Berliner Salons mit ihrer (reichen)

Bürgerlichkeit einreihen und konnte in meinen Räumen auch nie Betrunkene dulden. Gemeinsamkeit, speisen und spät abendlicher Kaffee waren und blieben mir wichtige Verbindlichkeit zu (m)einem Freundeskreis, auch wenn wir selbstverständlich dabei auch Wein genossen/genießen.

Von Lisa Kiele geworben, arbeitete ich in den 90er Jahren schon einmal im Vorstand unseres Vereins intensiv mit, – doch schied dann aus unterschiedlichen Gründen aus, bzw. mir wichtigeren anderen Verpflichtungen. Die damalige Dominanz des Vorsitzenden, die überwiegend vom Vorstand „abgesegnet wurde“, war nicht „mein Ding“.

Folgende Unstimmigkeiten im Verein bekam ich deshalb nicht mit, bis zur Nachfrage, ob ich mich nicht bitte wieder engagieren möchte. Was ich dazu erfuhr, machte mich traurig, doch gingen mich solche persönlichen Unstimmigkeiten nichts an und sollten auch einem Neuanfang nicht beeinflussen. Ein Neuanfang stand wohl an, zu diesem wurde ich angesprochen und geworben.

Vermutlich auch, weil es allgemein bekannt war, wie es mein Anspruch war und blieb, dass ich nie gegen etwas oder jemanden meine Kraft zu verschwenden bereit war, sondern immer nur gesellschaftliche, nachbarschaftliche Freundschaft suchte. Jedoch nicht (üblich-hilflos) nur zu suchen, sondern aus persönlichem Engagement auch zu finden!

Nach langer Überlegung und so manchem Zuspruch zu meinem Anspruch, stellte ich mich folgend gewählt, 2014 zur Leitung unseres Vorstandes. Nun tagte unser Vorstand allmonatlich am ersten Montag eines Monats bei mir. Und ja, – seither arbeiteten wir sehr freundschaftlich und gemeinsam und zunehmend erfolgreich.

Alwin Schütze

Mein Weg in den Verein Künstlerkolonie Berlin e.V.

Alles begann damit, dass ich an der Vagantenbühne Berlin 1972 als Lautenschläger angefangen habe. Ich habe auf der Laute das musikalische Rahmenprogramm für die Hans Sachs Spiele gestaltet.



*Ralph-Michael Döhler
Szenenfoto aus dem Theaterstück: „Der 8. Himmel“
Foto: privat*

Dabei hatte ich einen wunderbaren Kollegen kennengelernt, mit dem mich auch bald eine Freundschaft verband. Dieser Kollege lud regelmäßig zu einem Künstlerstammtisch in einer Kneipe am Ludwigkirchplatz ein. Doch nach ein paar Jahren schloss der Wirt seine Kneipe und wir hatten keine Heimat mehr für unseren Stammtisch.

In dieser Zeit machte ein anderer Stammtisch von sich reden: Der Wilmersdorfer Künstlerstammtisch von der Künstlerkolonie Berlin e.V. Michael Beermann, so hieß der Freund und Kollege, kannte dort einige Kollegen, vor allem die vom Schillertheater, die dort auch ein und ausgingen. So fanden wir dort unsere nächste Stammtischheimat.

Der alte Beermann-Haufen löste sich nach einiger Zeit auf und kam nicht mehr zu diesem Stammtisch, auch dem Vereinsvorsitzenden geschuldet, der den einen oder anderen durch sein Auftreten düpierte. Ich blieb jedoch hängen, weil ich dort, im Theater Coupé, meine eigenen Programme spielen durfte. Das verbindet natürlich.

So kam ich dann ganz langsam mit dem Verein in Kontakt, deren Mitglieder auch regelmäßig Besucher dieses Stammtisches waren. Und ehe ich mich versah, war ich Mitglied dieses Vereins und dann auch ein kooptiertes Mitglied im Vorstand, für Kabarett und Chanson, später Beisitzer.

Ein paar Jahre später wurde ich stellvertretender Vorsitzender, meiner Vorgängerin Bärbel Schrader nachfolgend. Einen langjährigen Stellvertreter hatte der Vorsitzende seinerzeit so verprellt, dass er und später auch dessen Frau aus dem Verein austraten. Was dann folgte gehört nicht hierher. Es ist Geschichte.

Der gesundheitliche Zustand vom Vereinsvorsitzenden entwickelte sich dann leider so schlimm, dass er der Arbeit als Vorsitzender nicht mehr nachkommen konnte. Wir mussten uns dann doch zu Neuwahlen entschließen.

Man bat mich, nachdem wir auch eine neue Satzung beschlossen hatten, mich als 1. Vorsitzender zur Wahl zu stellen. Ich muss dazu sagen, dass ich das nicht ganz freiwillig gemacht habe. Immerhin hatte Holger sehr große Fußstapfen hinterlassen. Und ich wollte eigentlich nie etwas mit einem Verein zu tun haben.

Was soll's, ohne meine Zustimmung würde es den Verein vermutlich gar nicht mehr geben. Ich konnte wieder einmal mehr feststellen, saure Äpfel schmecken wirklich nicht. Es kamen folgend für mich zwei sehr harte Jahre als 1. Vorsitzender. 2013 rückte ein alter Bekannter, – er war schon einmal in den 90er Jahren KüKo-Mitglied, in den Vordergrund: Alwin Schütze.

Wir kannten uns von früher und konnten uns sehr gut miteinander verständigen. Wir kamen dann auf die Idee uns als gemeinsam zu wählendes Doppelpack zur Wahl zu stellen. Alwin als 1. Vorsitzender und ich als 2. Vorsitzender. Und beide gleichberechtigt. 2014 wurden wir dann auch genauso gewählt.

Die Arbeit macht wieder Spaß. In den Verein ist wieder Bewegung und Leben eingekehrt. – Was da so lebt und sich bewegt, können sie in unserer Webseite sehen: www.kuenstlerkolonie-berlin-ev.de

Ralph-Michael Döhler 2015
www.der-barde-ralph.de

Wie ich 1988 zur KünstlerKolonie kam

Es geschah kurz nach Mitternacht, der passenden Zeit, die man bei Künstlern als nachtaktive Wesen als die kreativste bezeichnet.

Ein stadtbekannter und bühnenerfahrener Kollege fragte mich zwischen zwei Bieren:

„Kommst Du nächste Woche zum Stammtisch?“



Michael „Z“ Zieleniewicz / Foto: privat

Da ich zur damaligen Zeit noch nicht so lange mit eigenen Liedern auf der Bühne stand, erschien mir diese überraschend an mich gerichtete Frage schon als Auszeichnung, ohne zu wissen, was bzw. welcher „Stammtisch“ dahinter steckt.

So trank ich erst mal einen kleinen Schluck, nickte eifrig, wobei ich mir als Übersprunghandlung den Schaum von Lippen wischte.

Der stadtbekannte Kollege enttäuschte meine Hoffnungen auf weitere Informationen und entschwand zu einem Bad in der (ihn) bewundernden Menge, ohne dass ich vielleicht durch geschicktes Fragen näheres zu Ort und Termin des

möglicherweise bedeutungsvollen Treffens aus ihm herauslocken konnte.

Ohne Internet (früher, als die Schnurtelefone noch die Erde beherrschten) rief ich die halbe Folk-Szene (oder was ich dafür hielt) an und bekam von einem bardenden Sänger und Schauspieler die Auskunft, dass es sich um ein regelmäßiges Treffen der Mitglieder der Künstlerkolonie (oh weh, nie gehört!) handelt. Zeit und Adresse wurde notiert (man nannte das im damaligen Archaikum Taschenkalender) und wackelte neugierig und etwas aufgeregt, ob ich den dortigen Ansprüchen genügen würde, zum besagten Treffen.

Alle diese „Ängste“ erwiesen sich als völlig grundlos, was beileibe nicht durch meinen Glorienschein, sondern der zugewandten Atmosphäre der Zusammenkunft zu danken war. Es galt nicht der satirisch geniale Satz von Georg Kreisler: „Jedem Künstler ist es recht, spricht man von andern Künstlern schlecht“. Im Gegenteil, eine kreative und kommunikationsfreudige Schar von Kollegen erwartete mich.

Sicher, der Eine oder die Andere hatte das Gestenreich-Genialische samt entsprechender Kleidung und mit zunehmender Stunde Augen rollender Zitate in petto, aber gewisse Tätigkeitsmerkmale und typische Handbewegungen haben nun mal alle Berufsgruppen.

Nur war bei aller eventuellen leichten Schrägheit der freundliche Wunsch zum Konsens und Zusammenarbeit im Vordergrund, und das nicht nur unter Künstlern, sondern auch im Gespräch mit Gästen und kreativ interessierten Mitmenschen. So wie im Idealfall Publikum und Interpret einen Abend gemeinsam gestalten können, bot sich mir diese und folgende Begegnungen beim Stammtisch der Künstlerkolonie dar.

Ich konnte lernen, später weitergeben, mal Schüler, mal Mentor.

So war es und ist es bis heute sicher nicht immer, doch selbst die Dellen sind es wert, überwunden zu werden.

Obwohl ich nicht in der Künstlerkolonie wohne, fühle ich mich ihr zugehörig, das Leben braucht poetische Orte.

Michael Zieleniewicz 2015
www.michael-z.de

Wie ich 2014 zum Verein Künstlerkolonie Berlin e.V. stieß

Ich bin eine katalanische Schriftstellerin, die im Juli 2014 nach Berlin zog. Es war nicht das erste Mal, dass ich in Deutschland wohnte. Schon in den Achtzigern war ich fünf Jahre lang in München, wo ich die ersten vier Semester an der Ludwig-Maximilian-Universität absolvierte, aber kurz vor der Zwischen-Prüfung musste ich aus familiären Gründen das Studium unterbrechen und wieder nach Barcelona zurückziehen. Dort machte ich mir einen Namen im literarischen Bereich als freiberufliche Übersetzerin, und hatte deutsche Autoren wie Thomas Brezina, Cornelia Funke, Christine Nöstlinger, Rafik Shami oder Ralf Isau, unter anderen ins Katalanische übersetzt oder ins Spanische, wie Thomas Mann (Essays) und Lion Feuchtwanger. Jahrelang hatte ich auch bei den Medien mitgemacht, sowohl in Zeitungen als auch in Rundfunk.

Im Jahr 2000 hatte ich meinen Lauf als Schriftstellerin begonnen und habe bereits rund 25 Bücher im Rahmen der Kinder- und Jugend-Literatur, Belletristik und einen historischen Roman veröffentlicht. Seit Jahren veranstalte ich viele Aktionen zur Förderung der Lektüre, halte Reden und leite Workshops und Seminare.



Anna Tortajada / Foto privat

Im Jahr 1998, nach der sogenannten Wende in Deutschland, kam ich zum Urlaub nach Berlin. Es war Liebe auf den ersten Blick. Schon damals wusste ich, ich gehöre zu dieser Stadt. Es dauerte aber

eine Weile bis ich es schaffte, aber seit jenem ersten Besuch war es mein Ziel nach Berlin umzuziehen. Mehrmals im Laufe der Jahre bin ich nach Berlin gefahren. Jedes Mal war die Überzeugung wieder da: Berlin ist mein Platz. Aber es pressierte nicht. Ich wusste, die Stadt wartete geduldig auf mich. Wie in einer Liebesgeschichte, so sollte diese Beziehung zu Berlin frei von Belastungen und alten Geschichten einhergehen und mein Umzug konnte und durfte nicht eine Art Flucht sein, sondern er sollte Berlin und mir, in voller Kraft entgegenkommen. Berlin hatte mir alles zu bieten, aber ich musste auch der Stadt etwas zu bieten haben. Mehrmals hatte ich gedacht, es wäre schon so weit. Mehrmals hatte ich mich bremsen müssen, bis es Anfang 2014 doch wirklich so weit war. Ich kannte damals niemanden in der Stadt, aber am 1. Juli landete ich auf dem Flughafen Tegel und fuhr zu meiner Wohnung im Wilmersdorf.

Kurz darauf wollte der Zufall, dass ich die KünstlerKolonie Berlin e.V. kennenlernte. Auf dem Sommerfest auf dem Rüdeshheimer Platz blieb ich beim Stand dieses Vereins stehen. Ein Künstler-Verein? Ich war sofort daran interessiert. So erfuhr ich von der Künstlerkolonie, die in den 1920er Jahren ganz in der Nähe meiner Wohnung gebaut worden war und immer noch steht, und die von dem Verein KünstlerKolonie Berlin e.V. dort präsentiert wurde, um das Gedächtnis der Bewohner von damals bis heute zu bewahren, um weiterhin das Treffen, den Austausch von Erfahrungen und viele mögliche Zusammenarbeit zwischen Künstlern zu fördern. Sofort war ich begeistert. Ich begann an den monatlichen Stammtisch-Sitzungen dieses Vereins teilzunehmen und ich spazierte durch die Straßen der Siedlung, suchte und las achtungsvoll die Gedächtnistafeln an den Fassaden der Gebäude, beschäftigte mich mit der Geschichte aus dem Archiv im Internet des Vereins.

Durch persönliche Kontakte wurde ich allmählich auch ein kleiner Teil und dann Mitglied dieses Vereins. Geradezu liebevoll kam ich an den Verein heran und fühlte mich vom Verein auf- und angenommen, u.a. durch meine Vorstellung auf Alwins

Suppenabend, wo ich mich seinen Freunden vorstellen durfte. Berlin schenkte mir damit etwas Großartiges.

Inzwischen habe ich mich gut in der Stadt eingelebt. Ich übersetzte und schreibe weiter, – jetzt überwiegend auf Deutsch aus Liebe zu dieser Sprache und zu Berlin; ich halte punktuell Seminare und Workshops beim Instituto Cervantes und an manchen Romanistikabteilungen in verschiedenen Universitäten Deutschlands, wo katalanisch unterrichtet wird, und arbeite mit anderen Künstlern an verschiedenen Projekten. Und ich fand in und um die Künstlerkolonie und den Verein eine angenehme Nachbarschaft in meiner neuen Heimat.

Anna Tortajada 2015

Wie kam ich zur KüKo?

Mein Interesse an Poesie, Bildender Kunst und Musik traf sich mit der Bekanntschaft des Mannes einer Arbeitskollegin, Dieter Straub, der seinerzeit Pressesprecher des Kulturstamts von Wilmersdorf war. Er regte 1983 an, im damaligen Café Aga in der Zähringer Straße eine Lyrik-Lesereihe anzubieten. Die Veröffentlichung der Reihe Aga zu den Lesungen habe ich übernommen. Die Lesehonorare wurden meines Wissens von der Senatskulturverwaltung übernommen.

Die enge Zusammenarbeit des Kulturstamts Wilmersdorf mit Prof. Dr. Dietger Pforte, damals Literaturreferent der Senatsverwaltung, stießen Überlegungen zur Gründung eines Vereins an, der sich um die Historie der Künstlerkolonie kümmern sollte, um diese der Bevölkerung nahe zu bringen. Ich war dabei, als sich der Verein unter Kurt Lutz 1985 konstituierte. (Die Eintragung ins Vereinsregister machte 1987 quasi eine Neugründung erforderlich).

Beim 1. Sommerfest auf dem Ludwig-Barnay-Platz am 16. Juni 1985 waren auch der Kultursenator, Volker Hassemer und der Bezirksbürgermeister Horst Dohm anwesend.

Zu einer Gedenkveranstaltung des Vereins KünstlerKolonie anlässlich des 53. Jahrestags der Durchsuchung der Wilmersdorfer Künstlerkolonie am 15. März 1933 durch die Nazis trafen sich Anwohner und Demokraten anderer Bezirke am Ludwig-Barnay-Platz. Als aktives Mitglied im Berliner Kammerchor habe ich vermittelt, dass die Gedenkveranstaltung mit den musikalischen Exequien von Heinrich Schütz, gesungen vom Berliner Kammerchor unter der Leitung von Rolf Ahrens, eröffnet wurde.



Svea Haske / Foto: privat

Das 2. Sommerfest am 21. Juni 1986, bei dem ich als Vereinsmitglied half, wo es nötig war, hatte ein großes Aufgebot von Künstlern aller Sparten.

Im November 1986 gründete ich mit meiner Tochter den APHAIA VERLAG für Literatur, Musik und Bildende Kunst von Zeitgenossen. Unsere erste Veröffentlichung galt den Gedichten von Dieter Straub, die eine bis heute anhaltende Zusammenarbeit mit dem Kulturamt Wilmersdorf zur Folge hatte. So sind die Künstler meines Verlags mit der Künstlerkolonie und dem Aufführungsort „TheaterCoupé“ miteinander eng verbunden.

Svea Haske im Juni 2014

Langjährige Bewohnerin, damals im Widerstand tätig

Helene Jacobs

Helene Jacobs wurde am 25.2.1906 in Schneidemühl als Tochter eines Gymnasialdirektors und einer Lehrerin geboren. Sie wuchs unter großen Entbehrungen und ohne Vater auf. Nach dem Lyzeum besucht sie einen Handelskursus und findet in Berlin eine Anstellung bei einem Patentanwalt. Als dieser nach der nationalsozialistischen Machtübernahme rassistisch verfolgt wird, kann sie ihm und seiner Familie 1939 zur Flucht aus Deutschland verhelfen. Sie verstarb am 13. August 1993 in Berlin.



Helene Jacobs
© KünstlerKolonie Berlin e.V.

Sie war in der Zeit der nationalsozialistischen Diktatur Sekretärin des jüdischen, aber evangelisch getauften Oberregierungsrats Dr. Franz Kaufmann, der 1936 wegen seiner jüdischen Herkunft in den Ruhestand versetzt wurde, und sie war seit 1934 Mitglied der Bekennenden Kirche. Sie schloss sich früh der Widerstands-

gruppe um ihren Arbeitgeber Franz Kaufmann an, die seit 1940 half, dass jüdische Verfolgte untertauchen und das Land verlassen konnten. Jacobs versteckte aus christlich-sozialer Motivation heraus einige Menschen in ihrer Wohnung in der Künstlerkolonie, (wo sie seit 1932 wohnte) bis sie 1943 denunziert und anschließend zu Zuchthaus verurteilt wurde. Dr. Kaufmann, Leiter einer Widerstandsgruppe, wurde am 17.02.1944 im Konzentrationslager Sachsenhausen erschossen.

Unter www.brunnenstrasse.de fanden wir hierzu den folgenden Erinnerungsbericht von ihr:

„Mit Illegalität hatte ich nichts zu tun. Meine Welt ging kaputt, die wollte ich verteidigen. Ich hatte am 30. Januar 1933, als Hitler Reichskanzler wurde, mein Vaterland verloren. Besonders die antisemitischen Nürnberger Gesetze (1935), die einen Teil der Bevölkerung willkürlich aus der Gemeinschaft ausschlossen, gingen mir unter die Haut. Diesen verfolgten Menschen wollte ich helfen.“

Unter www.niemoeller-haus-berlin.de/ausstellung/tafel34.html fanden wir von ihr einen Bericht von 1947:

Wichtig war es vor allem, möglichst für jeden Versteckten einen mit seinem Bild versehenen Personalausweis zu beschaffen. Es gelang, aus dem Kreis der Schutzbefohlenen einen jungen Grafiker aufzufinden, der die Stempel täuschend ähnlich auf den aus gewechselten Bildern nachzog. Zahlreiche hilfsbereite Menschen gaben für diesen Zweck ihre Kennkarte, ihren Personalausweis, ihren Wehrpass, ihr Arbeitsbuch, ihren Mutterkreuzausweis oder andere Dokumente her. ...*

Aber der Kreis von Personen, die ihre Ausweise aus reiner Hilfsbereitschaft zur Verfügung stellten, war naturgemäß sehr beschränkt. Kaufmann sah sich daher genötigt, auch mit Menschen in Verbindung zu treten, die ihre Ausweise für diesen Zweck verkauften. Die versteckt Lebenden mussten auch mit Lebensmitteln versorgt

werden. In einigen Gemeinden und unter gleichgesinnten Freunden wurden aufs eifrigste Lebensmittelkarten hierfür gesammelt. ... Dennoch konnte der Bedarf auf diese Weise nicht befriedigt werden. ... Um die regelmäßige Versorgung sicherzustellen, nahm Kaufmann schließlich Verbindungen zu Unterweltskreisen auf, die gegen Bezahlung Lebensmittelkarten verschafften. Zum Teil stammten sie aus Diebstählen bei Kartenstellen.



*Gedenktafel Bonner Straße 2
KüKo-Doku-1997/006*

In (West-) Berlin arbeitete sie nach dem Krieg als Beamtin im Entschädigungsamt und wurde dort 1963 strafversetzt, weil sie sich zu sehr für die Antragsteller eingesetzt hatte.

Helene Jacobs war seit der Gründung 1949 Mitglied der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit in Berlin. Sie wurde von der Gedenkstätte Yad Vashem als Gerechte unter den Völkern geehrt. Sie verstarb 1993 und wurde auf dem Waldfriedhof Dahlem beigesetzt, wo sie 2004 ein Ehrengrab erhielt.

1997 wurde eine Ehrentafel zu ihrer Ehre und Erinnerung an ihrem Wohnhaus Bonner Straße 2 angebracht.

*Zusammengestellt von Alwin Schütze 2014
© KünstlerKolonie Berlin e.V.*

Siehe auch unter:
www.wikipedia.org/wiki/Helene_Jacobs
www.gcjz-berlin.de/jacobs.htm

* Der Grafiker war Samson Cioma Schönhaus, geb. 1922 gestorben 2016, Tsp. vom 22.01.2016

Langjährige Bewohnerin der Künstlerkolonie

Josefa Forsch

Josefa Forsch wurde am 11. Oktober 1922 in Berlin als Tochter des Schauspielers Robert Forsch und seiner Ehefrau Margaretha Forsch geboren und verstarb 2014, zehn Tage vor ihrem 92. Geburtstag in der Künstlerkolonie, in die sie bereits als Kind mit ihren Eltern 1930 eingezogen war und wo sie ihr Leben lang wohnte, erst in der Kreuznacher Straße später am Ludwig-Barnay-Platz. So war sie sicherlich der Mensch, der die längste Zeit in der Künstlerkolonie gelebt und gewirkt hat. Immerhin 84 Jahre!



*Dieses Bild zeigt Josefa (links) beim Spielen mit ihrer Freundin Cornelia Ruthenberg auf dem Laubenheimer Platz, dem heutigen Ludwig-Barney-Platz.
KÜKODoku-1936-002*

Von 1940 bis 1943 absolvierte sie eine Ausbildung zur Grafikerin an der Schule „Kunst und Werk“, der ehemaligen Reimann-Schule (siehe hierzu unter [wikipedia.org/wiki/Schule_Reimann.de](https://www.wikipedia.org/wiki/Schule_Reimann.de).) unter der Leitung von Hugo Häring, war Schülerin der „Bauhäusler“ Joost Schmidt, Ernst Fritsch und Heinz Fuchs. Außerdem nahm sie dort Schriftunterricht bei Johannes Boehland, der damals auch Bewohner der Künstlerkolonie war. Dadurch war sie indirekt Schülerin des 1933 in Dessau geschlossenen und nach Berlin umgezogenen Bauhaus, folgte dessen Tradition. Das Bauhaus wurde ein Jahr darauf auch hier von den Nazis geschlossen.

Ab Mitte 1943 wurde sie als Kartenzeichnerin in Berlin und später „ausgelagert“ in Würzburg kriegsdienstverpflichtet. 1946 kehrte sie nach Berlin in die Künstlerkolonie zurück und arbeitete, während eines nochmalig fortgeführten Studiums bei Johannes Boehland zur Zeichnerin und Grafikerin, bei einer amerikanischen Dienststelle zur Ausstellungsarbeit unter Joost Schmidt.

1948-54 war sie freiberuflich tätig, nach ihrer eigenen Beschreibung, die vermutlich der Arbeitssituation und den Umbrüchen in Berlin geschuldet war, weil seinerzeit Handwerker/Innen und Künstler/Innen, also auch Grafiker/Innen, als West-Berliner große Schwierigkeiten hatten Arbeit oder Aufträge zu erhalten, da vielfach Ost-Berliner billiger zu beschäftigen waren. In dieser Zeit veröffentlichte sie u.a. ein kleines Buch *Die Puppe Lenchen* und *Knirps: ein ganz kleines Ding*, beides im Verlag Wunderlich.

Von 1954-56 arbeitete sie im Berliner Warenhaus Bilka als Plakatmalerin. Aus unserer heutigen Computererfahrung gibt es kaum noch eine Vorstellung, wie viele Werbe- und Kinopлакate, wie auch Schaufensterdekorationen, damals noch per Hand erstellt wurden. Für Josefa war eine solche sozialversicherungspflichtige Anstellung vermutlich wichtige Hilfe zum Lebensunterhalt. Von 1956-73 arbeitete sie als Schriftzeichnerin bei Harris-Intertype-Setzmaschinen und 1974-82 als Fotosatzmontiererin beim Satz-Rechenzentrum Hartmann & Heenemann. Durch ihre vorangegangene sozialversicherungspflichtige Arbeit konnte sie sich in Folge mit 60 Jahren in einen halbwegs abgesicherten „Rentner-Unruhestand“ begeben.

Josefa Forsch war eine interessante und begabte Künstlerin/Grafikerin aus der Tradition des Bauhauses. Da sie aber hauptsächlich als gewerbliche Angestellte tätig war und mit Werbegrafik und Typografie ihren Lebensunterhalt verdiente und nicht als freischaffende Künstlerin, wurde ihre Kunstfertigkeit nicht von Künstlervereinen oder Verbänden wahrgenommen bzw. anerkannt.

Damit erging es ihr wie einigen anderen, die gewerblich oder handwerklich mit einem festen Arbeitsvertrag tätig waren, aber in dieser Zeit gern von Künstlern/

Innen ausgegrenzt wurden, die Mühe hatten Engagements/Aufträge als Freiberufler zu erhalten. Josefa war deren Situation vertraut aus den Erfahrungen ihres Vaters, wie auch aus ihrer eigenen Zeit 1948-54, als auch sie freiberuflich versuchte ihr Einkommen zu finden. So hatte sie durchaus Verständnis für die „künstlerischen“ Kollegen/Innen ihrer Branche, die sich mühevoll zu vermarkten suchten.

Neben ihrer beruflichen Tätigkeit galt ihre Vorliebe dem Fotografieren, zumeist zu ihrem persönlichen Gebrauch, mit Landschaftsaufnahmen aus Ferienreisen, wie zu Blumenstillleben usw. und allem womit sie sich ihr Leben verschönte.

Josefa, die in der Künstlerkolonie aufgewachsen ist und bis auf die Jahre 1944-46, dort gelebt hat, war vertraut und befreundet mit vielen Künstlern/Innen dort, u.a. mit der Familie und den Töchtern des Schauspielers Albert Steinrück, mit der Malerin Cornelia Ruthenberg und, und, und ... Eine Jugendfreundin war Marianne Weinert, die Tochter von Erich Weinert, die 1933 nach der Wohnungsdurchsuchung durch die Nazi-Schergen Berlin verlassen musste.



von links: Robert Forsch. Barbara Steinrück, Ursula Steinrück, Josefa Forsch und ihre Mutter – ca. 1930 in Ahrenshoop / Foto: KüKo-Archiv

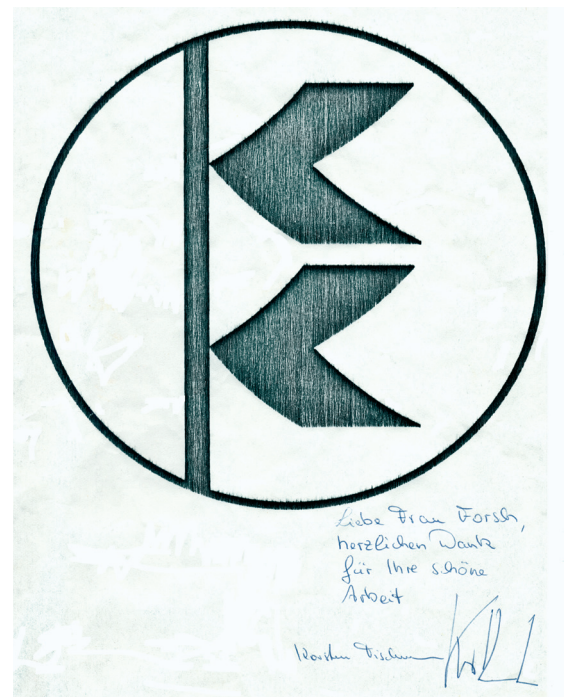
Als sich Mitte der 1980er Jahre Künstlerkoloniebewohner und Außenstehende auf Anregung von Kurt Lutz und unter seiner späteren Leitung zum Verein Künstlerkolonie Berlin zusammen fanden, um an das Vermächtnis all derer, die dort einst lebten, zu erinnern und auf die weiterhin wohnenden Bühnenangehörigen und Künstler aufmerksam zu machen, war sie mit dabei.

Josefa Forsch hat für den Verein seinerzeit das Logo entworfen und dies in einem Schreiben vom 13. Mai 2013 mit folgenden Worten bestätigt:

Ich habe Mitte der 1980er Jahre das folgende Emblem für Ihren Verein Künstlerkolonie Berlin e.V. entworfen und ihm als Erkennungsmerkmal zur uneingeschränkten und alleinigen Nutzung überlassen.

Ihr hat der Verein sein Logo zu verdanken, das sie in der Wohnung Ludwig-Barney-Platz 8 entwarf und kostenfrei zur Verfügung stellte.

Am 13.12.1987 wurde der Verein neu gegründet und ins Vereinsregister eingetragen. Er hat das Logo übernommen. Jahrzehnte später behauptete ein Mann, der es besser hätte wissen müssen, dass



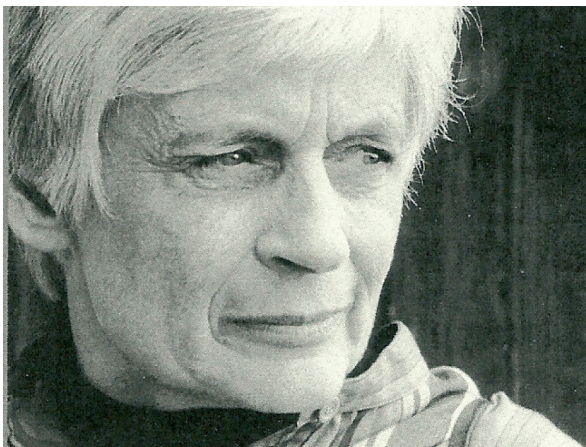
er der Urheber des Logos wäre. Dem wurde von maßgeblicher Seite sofort widersprochen, aber Josefa war von dem Vorfall sehr betroffen.

Langjährige Freundinnen von Josefa machten mich 2014 darauf aufmerksam. Als Vorsitzender unseres Vereins versuchte ich durch einen vermittelnden Brief an sie darauf einzugehen und ihr das Urheberrecht zum Entwurf unsres Vereinslogos zu bestätigen, verbunden mit unserem Dank. Sie war damals krank und mochte keine Besucher empfangen, aber über diesen Brief und unsere Anerkennung hat sie sich gefreut, wie mir ihre Freundin Frau Grimmer berichtete.

Kurz darauf verstarb sie leider und bei ihrer Beisetzung erlebte ich, wie eine Freundin und Nachbarin von Josefa oben erwähnten Brief an sie mit der Urne zusammen in den Boden versenkte. Bis dahin war mir nicht bewusst, wie wichtig das für Josefa gewesen sein könnte. Auf Wunsch der Verstorbenen gab es eine anonyme Bestattung.

Die Abschiedsworte der Leiterin des Bauhausarchivs bei ihrer Beisetzung haben mich sehr bewegt. Josefa hatte ihre und andere Arbeitsbelege zuvor dem Bauhausarchiv-Berlin übergeben (siehe hierzu www.bauhaus.de/). Es ist gut zu wissen, dass dort ihr Wirken dokumentiert bleiben wird.

Altersgemäß fand sie keinen Zugang zum Internet und konnte ihr Wirken dort nicht einbringen. Deshalb bitten wir alle Leser/Innen dieser Biographie um weitere Bilder und Dokumentationen über ihre Arbeiten. Bitte an: www.kuenstlerkolonie-berlin-ev.de.



*Josefa Forsch im Jahre 1984
KükoDoku-Biobilder-005*

Von ihren Nachbarinnen/Freundinnen wurde zu ihrer Beisetzung eines der letzten Bilder zu ihr versendet.

*Berichtet von Alwin Schütze mit
herzlichem Dank an Josefine Grimmer und
Stefan Eikhoff für deren Unterstützung.*

Gassenhauer

ein Film mit Ernst Busch und fünf weiteren Schauspielern aus der Künstlerkolonie

Als Ernst Busch 1931– zusammen mit Eva Zimmermann (ab Februar 1932 verehelichte Eva Busch) – die Wohnung in der Bonner Str. 11 bezog – stand er praktisch im Mittelpunkt des Geschehens. Steffie Spira und die junge Marianne Weinert erinnern sich, wie aus dem geöffneten Fenster zum Laubenheimer Platz (heute Ludwig-Barnay-Platz) die mächtige Stimme von Ernst Busch erklang, wenn er zusammen mit Hanns Eisler am Klavier neue Lieder einstudierte. Jeder Winkel des Platzes wurde von ihm beschallt – und ohne Hilfe eines Mikrophons!



*Ernst Busch als Semjon Labkin in
„Die Mutter“ von Bertolt Brecht
Gastspiel des Berliner Ensembles
in der Wiener Scala, 1951
(KüKo-Archiv)*

Sängern und Schauspielern von heute ist es fast unmöglich, sich dem Publikum ohne Headset und Lautsprecher verständlich zu machen, und auch die Zuschauer haben verlernt, leise Zwischentöne zu hören, verlernt zu lauschen – sie sind an den verzerrten Klang der Tonanlagen gewöhnt. Ernst Busch hatte noch gelernt, sich allein mit seiner Stimme durchzusetzen.

Elektronische Aufnahmen auf Schallplatten gab es erst ab 1928, und auch dann erklangen sie noch aus dem Trichter – den Rundfunk hörte man über Ohrstöpsel oder Kopfhörer, und auch die ersten echten Tonfilme kamen erst ab 1930 heraus.

So war der Film *Gassenhauer* der erste – und auch einzige – Tonfilm (1931) des Schauspielers und Regisseurs Lupu Pick. Viel musste experimentiert werden.

Ein Playbackverfahren, ja eine Synchronisation gab es damals noch nicht. So bewegten die Schauspieler ihre Lippen, während die Harmonists gleichzeitig an Ort und Stelle sangen: „Marie, Marie, ich bin verliebt in sie ...“ (Bei You Tube kann man die Schellackplatte dazu hören!)



(Filmteam im Aufnahmestudio / KüKo-Archiv)

Auf dem Foto sehen wir – von oben – das Filmteam bei der Arbeit: Links unten – im dunklen Jackett – Ernst Busch mit einer Gitarre, daneben in weißen Hemden die anderen „Hofsänger“. Rechts neben dem Tisch ein Lautsprecher, darauf ist ein Mikrophon gestellt. Lupu Pick gibt den fünf – hinter dem Tisch sitzenden – Herren das Zeichen zum Einsatz: es sind die Comedian Harmonists! Sie sollen den „Hofsängern“ ihre Stimme leihen!

Ernst Busch durfte dann – sozusagen als Ausgleich – auch ein kurzes Solo des Liedes anstimmen: als er laut Drehbuch unschuldig im Gefängnis sitzt! Dazu musste er dann noch einen Purzelbaum über seine Gefängnispritsche schlagen ...

Ernst Busch hatte – besonders in Berlin – schon einen gewissen Bekanntheitsgrad durch seine Auftritte bei Piscator und Brecht, in den Kabarets, in den Arbeiterkneipen und auf Massenveranstaltungen der KPD und auch SPD.

Erste Schallplatten waren von ihm erschienen. Daher holte Lupu Pick ihn als Hauptdarsteller ins Ensemble. Ernst Busch ging es damals finanziell nicht schlecht. In einen der wenigen Garagen am Laubenheimer Platz hatte er einen PKW stehen, den er wegen seiner und auch Evas zahlreichen Auftritte, zumeist am selben Tag, auch benötigte! Oft nahm er Kollegen aus der Künstlerkolonie mit. So auch zum Rex-Atelier von Lupu Pick in der Sellenstraße im Wedding, wo dieser ab 1918 viele seiner Stummfilmklassiker gedreht hatte, z.B. *Scherben* (1921), *Sylvester* (1923), *Napoleon auf St. Helena* 1929) ...

Ernst Busch machte seinen Einfluss geltend, um Schauspieler der Künstlerkolonie in Theater und Film unterzubringen, besonders, wenn bei ihnen die Kasse leer war. Bei *Gassenhauer* waren dies:

1. Albert Hoerrmann (1899-1980)
als „Straßensänger Paul“:

Im Film spielt er den Nebenbuhler um die schöne Marie, doch bekommt sie zum Schluss der „Straßensänger Peter“: eben Ernst Busch als Hauptdarsteller!

Der Wiener Schauspieler und Regisseur Hoerrmann wohnte zusammen mit der Schauspielerin Rotraut Richter im Steinrückweg 5. Sie drehten 1938 gemeinsam den Film *Der Nackte Spatz*. Ernst Busch kannte ihn gut aus gemeinsamen Arbeiten mit Bertolt Brecht.

2. Karl Hannemann (1895-1953)
als „Hausbesitzer Nowak“:

Da die keusche Marie und ihr Großvater die Miete nicht bezahlen können, will der böse Kapitalist ihr an die Wäsche. Er will sie nachts besuchen! Die Straßensänger wollen das verhindern und geben im Treppenhaus ein Gruselkonzert. Der Investor wird tot im Treppenhaus gefunden ... um Marie zu schützen, nimmt Peter die Schuld auf sich und landet im Gefängnis!

Hannemann trat in Straßen-Agitations-Theatern der KPD auf, auch dort spielte er ständig den bösen Hausbesitzer, der von den Mietern verjagt wird.

Als Filmschauspieler war er sehr kompromissbereit: Während der Nazi-Zeit spielte er in vielen Propagandafilmen mit

wie *Hitlerjunge Quex*, *GPU*, *Die Rotschilds*, nach 1945 dann bei der DEFA *Unser täglich Brot*, *Rat der Götter*.

3. Hans Leibelt (1885-1974)

Bonner Str. 1, als Kriminalinspektor:

Er entlarvt zum Schluss den wahren Mörder: es war die gedemütigte Haushälterin des Hausbesitzers ... der Inspektor zeigt durchaus Verständnis, dass sie ihren Arbeitgeber beseitigt hat. Er übersieht auch, dass Peter, der aus dem Gefängnis fliehen konnte, von Marie versteckt wird ...

Hans Leibelt spielte 1922 im surrealistischen Kurzfilm von Erich Engel und Bertolt Brecht mit: *Mysterien eines Frisiersalons*. Ab 1930 bis 1970 arbeitete er in zahlreichen Filmen als Nebendarsteller, vorwiegend in Unterhaltungsfilmen. Nach dem Krieg holte ihn Ernst Busch in sein Theaterensemble: 1946 in *Leuchtfuehrer* ans Hebbel-Theater und 1947 zu den *Matrosen von Cattaro* ans Deutsche Theater.

4. Werner Pledath (1898-1965)

als Kommissar.

Beim Verhör merkt er sofort, dass Peter unschuldig ist. Seiner Flucht sieht er gelassen entgegen ...

Werner Pledath spielte von 1930 bis 1960 in ungefähr 120 Spielfilmen mit, hatte außerdem zahlreiche Synchronitätigkeiten.

Ab 1949 spielte er Charakterrollen am Deutschen Theater in Ost-Berlin, arbeitete viel bei der DEFA und im DDR-Rundfunk und Fernsehen, wohnte aber weiter in der Künstlerkolonie. Nach dem Mauerbau erhielt er nicht – wie z.B. der Schauspieler Gerhard Bienert – die Möglichkeit, in Westberlin zu wohnen und weiterhin in Ost-Berlin zu wirken. Er blieb in der Künstlerkolonie, bekam aber im Westen von Theater, Film und Fernsehen keine Angebote mehr.

5. Albert Florath (1888-1957),

Bonner Str. 1,

war ein damals sehr bekannter Bühnendarsteller. Aus Gefälligkeit für seinem Freund Lupu Pick übernahm er eine kleine Rolle: als zu Beginn des Films die Straßensänger im Hinterhof auftreten, wirft er

Ihnen aus einem Fenster einige Münzen zu. Der Regisseur und Produzent war mit dem fertiggestellten Film sehr zufrieden: mit Ernst Busch vereinbarte er mit Schreiben vom 29.12.1930, dass er für einen weiteren Film mit ihm eine Gagenerhöhung über 50% erhalten würde. Geplant war ein Film nach dem gleichen Erfolgsrezept: Ein musikalischer Unterhaltungsfilm mit kritischen Untertönen: *Die fünf von der Jazzband* mit Jenny Jugo. Lupu Pick starb jedoch kurz vor der Premiere von *Gassenhauer* am 7. März 1931 an einer Fischvergiftung, seine Frau beging kurz danach Selbstmord. Das Studio in der Sellerstraße wurde geschlossen, nur das dazugehörige Kino blieb als „KDW – Kino des Wedding“ erhalten und wurde im Krieg von den Bomben verschont.

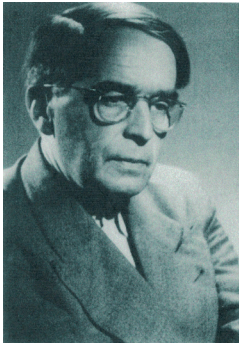
Später führte es den Namen „KDW – Kino des Westens“, da es durch die Grenznähe zu Ost-Berlin (Chausseestraße) und der Regelung des West-Berliner Senats sehr profitierte. DDR-Bürger konnten mit DDR-Währung bezahlen 1 : 1. Die Differenz zur Westmark wurde dem Kino erstattet. Als die Einnahmen weiter anstiegen, nannte es sich „KDW – Kino der Welt“. Nach dem Mauerbau sanken die Einnahmen, ein Investor ließ die Abrissbirne kommen. Vorbei, vorbei ...

*Aufsatz unseres Vorstands-Mitglieds,
Helmut Heinrich, der den vollständigen
Film im TheaterCoupé zeigte.*

Erinnerungen an die Künstlerkolonie 1932 – 1943

Von Katharina Moore geb. Blomberg
aus Kanada

Im Jahr 1932 sind wir in das Haus am Südwestkorso 45 gezogen, fünftes Stockwerk, eine Atelierwohnung. Wir, das waren mein Vater Albrecht Blomberg, geb. 1891, meine Mutter Elena Liessner-Blomberg, geb. 1897 – beide in Moskau geboren –, mein Bruder Mischa geb. 1925 und ich, Katja, geb. 1924.



Albrecht Blomberg
Fotos privat



Elena
Liessner-Blomberg

Die Bewohner vor uns hießen Kleinschmidt. Sie sind ausgewandert. Mit der schönen Wohnung übernahmen wir einen Schrebergarten, unserem Haus genau gegenüber. Auf ihm gab es eine von Rosen umrankte Laube, einen Sandkasten, ein großes Beet mit Erdbeeren und leider sehr viel Unkraut, nicht nur auf dem Rasen. Die anderen Gartenpächter regten sich ständig über uns auf. Das viele Unkraut war dann auch der Grund, dass uns der Schrebergarten weggenommen wurde.

Unser Gebäude hatte einen schönen Innenhof mit hohen Pappeln und großem Rasen. Den ganzen Morgen lang hörte man Musik, den Gesang der Sänger oder auch Studenten, mit ihren Koloraturen, Tonleitern und anderem. Es war schön. Aber von ein bis drei Uhr war die „tote Stunde“, absolute Mittagsruhe zu Gunsten der Schauspieler und Musiker, die abends arbeiten.

Die Bonner Straße war noch wild. Dort waren die künftigen Rinnsteine aus Granit aufgestapelt. Ein guter Platz zum Herumrennen und Klettern. Noch besser war der Rüdeshheimer Platz. Dort gab es den Park mit dem großen Vater Rhein und seinen Töchtern, überlebensgroß. Mit Turnschuhen auf ihm herum zu klettern war kein Problem, aber man musste aufpassen, weil der Parkwächter es nicht geduldet hat.

Später hatte jeder von uns einen kleinen Rennwagen, eine genaue Replik, silbern mit richtigen Gummireifen. Mit einem Stück Eisen z.B. einem Hammer und Knete zum befestigen konnte man den Wagen noch schwerer machen, denn die Idee war, der Schnellste und Beste zu sein beim Autorennen. Ich war Hans Stuck mit

meinem Wagen von Auto-Union, Mischa war Rudolf Caracciola mit Mercedes, ein anderer Tazio Nuvolari auf seinem Alfa Romeo usw. Dolle Sache!

Mein Bruder und ich gingen in die Schule in der Offenbacher Straße. Hindenburg war noch Präsident und es gab oft Hindenburg-Feiern, aus Anlass seines Geburtstages oder des Sieges bei Tannenberg. Meine Mutter hat uns erklärt: „Tausende Menschen in den Sumpf zu jagen, ist das eine Heldentat? Na, hört mal!“ So haben wir gelernt, die Geschichte von zwei Seiten zu sehen.

Für zwei Jahre waren wir Junge Pioniere mit rotem Halstuch. Wir haben uns heimlich in einer Kneipe getroffen, im Vereinszimmer, dann bei uns zu Hause, oder wir sind im Grunewald gewandert. Uns wurde geraten, nichts zu sagen, einfach den Mund zu halten. Wir hatten jetzt gelernt: „Halt die Klappe!“ Wir haben gesungen, dieses schöne Lied „Märkische Heide, märkischer Sand sind des Märkers Freude, sind sein Heimatland. Steige hoch, du roter Adler, hoch über Sumpf und Sand ...“ Immer habe ich einen Schreck gekriegt, „Roter Adler“ schien mir ein sehr gefährliches Wort.

Ich erinnere mich an einen Aufmarsch auf dem Südwestkorso in Richtung Breitenbachplatz. Viele Leute mit Plakaten und lautem Rufen: „Was haben die Kinder der Arbeitslosen? Hunger, Hunger! Was brauchen die Kinder der Arbeitslosen? Milch und Brot, Milch und Brot!“ Ich stand allein oben am Fenster, es war aufregend.

Dann kamen plötzlich Hausdurchsuchungen. Als ich einmal aus der Schule kam, lag der „Stürmer“, ein Hetzblatt der Nazis, auf dem Tisch. Auf meine Frage, warum meine Mutter ihn gekauft habe, sagte sie: „Gestern war eine Hausdurchsuchung im anderen Block. Wenn sie zu uns kommen und fragen was wir lesen, kann ich sagen: Nun, das sehen sie doch!“

Anfangs hat Dinah Nelken bei uns gewohnt, im kleinen Zimmer, mit ihrer Schreibmaschine und ihrem Grammophon. Sie war anders als unsere Mutter, lebhaft, unternehmungslustig. Sie hat u.a. für eine Mode-Zeitschrift geschrieben. Mama war ruhig und vernünftig, nachdenklich, hat gutes Deutsch gesprochen

mit russischem Akzent. Aber sie war auch sehr ulkig – das sieht man an manchen Zeichnungen – und sie war anmutig und niemals grob.

Meine Mutter war eine wunderbare Künstlerin. Ihre abstrakten und modernen Bilder und Zeichnungen, der fantastische Entwurf für den Vorhang des russischen Kabarets „Der blaue Vogel“ hatten ihr Erfolge gebracht. Nach 1933 hieß es plötzlich: das alles sei „entartet“ und deshalb verboten.

In die Bonner Straße kam ein Pferdewagen von der Molkerei Domäne Dahlem. Meine Mutter, mit ihrem russischen Akzent, hat den Milchmann gefragt, ob er etwas Quark verkaufen könne, so nebenbei ohne Lebensmittel-Marken. Er sagte: „Wenn Sie mir ein Bild malen, eine Landschaft mit Schafen, Heide, Wacholderbüschen und Sonnenuntergang, dann gebe ich Ihnen was Sie wollen.“ Meine Mutter hat sich ernsthaft bemüht, auf einer großen Leinwand mit Tempera die Schafe mit dem Kopf im Heidekraut zu malen. Es war ein großes Problem, wollte einfach nicht gelingen. Wir haben alle versucht ihr zu helfen, und am Ende wurde es ein herrliches Bild. Und der Mann von der Domäne Dahlem war unser Freund geworden.

Unsere Nachbarn waren Grete Scherer-Werth und Kurt Werth. Sie war Schauspielerin aus Dresden und er ein Zeichner aus Leipzig. Gretl, wie wir sie nannten, stammte aus einer jüdischen Familie. Wie wir hatten auch sie Angst vor der zunehmenden Verfolgung. Sie sind im Winter



*Elena Liessner-Blomberg auf ihrem Balkon
Südwestkorso 45*

1938/1939 als Touristen nach New York gereist, mit der Absicht, dort zu bleiben. Es ist ihnen gelungen. – Meine Eltern konnten nicht auswandern wegen ihrer beiden Kinder.

In unserem Treppenhaus gab es immer weniger richtige Künstler, aber eine Garderobenfrau. Nun ja, auch sie ist am Theater tätig. Und es hilft auch, wenn ihr Mann bei der Partei ist. (NSDAP – Nationalsozialistische Deutsche Arbeiter-Partei, die Redaktion) Wir haben unsere Lebensmittelkarten von dieser kleinen Frau zugeteilt bekommen.

Sonnabends haben sich oft Freunde bei uns versammelt. Jetzt verstehe ich, wer es war und was besprochen wurde – Politik und Texte für Flugblätter. Als Abschluss hat mein Vater immer seine Mundharmonika hervor geholt und alte russische Volkslieder gespielt, sehr lebhaft und wunderbar. Davon bin ich aufgewacht in meinem kleinen Zimmer. Leider aber haben sich die Nachbarn unter uns beschwert.

In dieser Zeit gab es immer wieder Hausdurchsuchungen und Verhaftungen. Eines Morgens sagte meine Mutter zu mir: „Zieh dich schnell an, du musst mit mir gehen, ich habe etwas zu erledigen.“ Es war ein kalter, regnerischer Tag. Wir sind schnell in Richtung Friedenau gegangen, in ein älteres Wohnhaus, in die oberste Etage. Meine Mutter hatte den Schlüssel und in dem kleinen Zimmer, mit zerwühlten Betten, nach einem Adressbuch gesucht. So war es verabredet worden. Jemand hatte sie per Telefon benachrichtigt. Später habe ich öfter über die Verhaftungen und alles Schreckliche gelesen, was so viele nicht überlebt haben. Es war furchtbar. Man musste immer Angst haben.

Wenn ich das jetzt schreibe, kommt es mir unglaublich vor. Wie war das alles möglich? – Ein geistesgestörter Verbrecher gelangt an die Macht, mit Lügen und Gewalt. Aus Angst gehorchen die Meisten. Die besten Menschen gehen dem Land verloren.

Dann kam der Krieg. Nach einem großen Luftangriff bekam mein Vater seinen Einberufungsbefehl. Er hat ihn sofort zerrissen und gesagt: „Es kann ja eine Bombe auf den Postkasten gefallen sein“. Das war natürlich gefährlich.

1943 waren wir im Sommer in Bayern und nach dem großen Luftangriff auf Hamburg sind wir nicht mehr nach Berlin zurückgefahren. Mein Vater kaufte zwei Hühner, sodass wir jeden Tag zwei frische Eier hatten, und wir haben einen Gemüsegarten angelegt. Ich arbeitete in einer Gärtnerei. Mischa wurde eingezogen und kam 1945 zurück.

Endlich war der Krieg zu Ende. Mischa ging auf die Universität in München, und ich auf die zerbombte Akademie der Künste. 1948 habe ich geheiratet und bin 1952 mit meinem Mann und meinem kleinen Sohn nach Kanada ausgewandert. Meine Eltern zogen nach Kleinmachnow (DDR), wo mein Vater 1962 starb.

Meine Mutter lebte noch lange allein. 1969 gab es eine kleine Ausstellung ihrer Arbeiten. Man wurde wieder auf sie aufmerksam. Zu ihrem 80. Geburtstag haben wir sie besucht. Sie ist dann in ein Feierabend-Heim umgezogen und im Januar 1978 gestorben.

Inzwischen hatte sie viele Freunde, junge und ältere, die wie ich zu ihrer Begräbnisfeier gekommen waren. Damals ist auch das Buch „Die Geschichte vom blauen Vogel“ erschienen.

*Elisabeth Kiele, nach Berichten von
Katharina Moore geb. Blomberg,
von ihr autorisiert am 17.11.2015
© KünstlerKolonie Berlin e.V.*

„Ich wehrte mich gegen den Bruch mit Deutschland“

Manès Sperber

Psychologe und Schriftsteller in Berlin

Als Manès Sperber im November 1927 nach Berlin kam, wo er 5 1/2 Jahre eine Zeit höchster politischer und beruflicher Aktivität verbrachte, hatte der 22-Jährige bereits einen dramatischen und von Brüchen durchzogenen Lebenslauf hinter sich. Im chassidischen Shtetl Zablotow in Ost-

galizien (heute Ukraine) am 12.12.1905 als dritter Sohn eines Geldverleihers geboren, galt er schon sehr früh als Hochbegabter, der gleichermaßen höchste intellektuelle Forderungen, aber auch Förderung erfuhr. So besuchte z. B. bereits der Dreijährige die Kleinkindschule, den Chedder, und erlernte bis zu seinem 6. Lebensjahr fünf Fremdsprachen in Wort und Schrift.

Inmitten der extremen Armut des von Judenfeindlichkeit umgebenen Shtetls – die Sperbers gehörten allerdings zu den relativ Wohlhabenderen – herrschte neben einer ausgeprägten Geistigkeit eine tiefe messianische Gläubigkeit, die jeden Lebensbereich bestimmte. In dieser „civitas dei“ wuchsen jedoch bereits dem Vierjährigen erste Glaubenszweifel, die durch die in Zablotov erfahrenen Kriegshandlungen des WK I noch verstärkt wurden und mit 12 Jahren zum lebenslangen Bruch mit dem Glauben führten.

Als die Sperbers angesichts der Kriegsereignisse im Juli 1916 nach Wien fliehen mussten, bedeutete das für den Elfjährigen eine mit schmerzhaften Desillusionierungen verbundene Entwurzelung. Der abgeschlossenen Glaubenswelt des Shtetls entrissen, erfuhr er nicht nur einen Kulturschock, sondern musste auch erleben, wie seine Familie in tiefe Armut stürzte, und das bislang als glanzvolle Habsburger Schutzmacht der Juden idealisierte Wien sich als kriegsbegeistert und judenfeindlich erwies. Diesen Schmerz kompensierte der junge Sperber jedoch mit einem fieberhaften Lektürestudium und einem politischen Engagement, das sich an anarchistischen und sozialrevolutionären Gruppierungen orientierte. Zugleich ließ er sich von den Ideen der damaligen Lebensreformbewegung sowie der damit verbundenen Reformpädagogik inspirieren, was sein Engagement in der jüdischen Jugendorganisation „Hashomer Hazair“ nicht unwesentlich bestimmte. Hier wurde ein bewusstes und kämpferisches Judentum mit zionistischer Ausrichtung vertreten, das sich gegen die orthodox-religiöse und schicksalsergebene Haltung der Elterngeneration abgrenzte, was zu einem schmerzlichen Bruch mit seinem geliebten Vater führte. Der Messianismus aus dem Shtetl hieß nun für Sperber „revolutionäre Aktivität“.

Im Herbst 1921 lernte Sperber den 35 Jahre älteren Gründer der Individualpsychologie, Alfred Adler, kennen und sollte zu einem seiner engsten, wenngleich kritischsten Schüler werden. Nach wenigen Wochen hielt der 16-Jährige im engsten Adler-Kreis seinen ersten und für sein weiteres Schaffen programmatischen Vortrag „Zur Psychologie des Revolutionärs“, der von Adler hoch gelobt wurde. Innerhalb kürzester Zeit eignete sich der von der „Psychologie besessene“ Sperber nicht nur das Denk- und Theoriegebäude der Individualpsychologie an, sondern sammelte auch praktische Erfahrungen in der Fürsorgearbeit wie in der Therapie von Schwererziehbaren, so dass er bereits mit 19 Jahren praktizierender Psychologe wurde. Durch seine Freunde Alexander Weißberg (-Cybulski) sowie der Individualpsychologin Alice Rühle-Gerstel und ihrem Mann, dem Rätesozialisten Otto Rühle, näherte sich Sperber dem Marxismus an und beschloss, 1927 auf Anraten der Rühles wie auch Adlers nach Berlin zu gehen. Ausgestattet mit einem Empfehlungsschreiben Adlers sollte er der „Berliner Gesellschaft für Individualpsychologie“ unter ihrem zunehmend klerikal-faschistischer werdenden Leiter Fritz Künkel einen „Linksruck“ verleihen, was ihm auch gelang. Seine Wirkungsstätten befanden sich dabei vorwiegend in den Bezirken Wilmersdorf – z.B. der Rüdesheimerstr. 2 -, Steglitz und Schöneberg. Als Mitglied einer mittlerweile stalinisierten KPD wollte Sperber mit Eifer eine Verbindung von Marxismus und Individualpsychologie herbeiführen, was schließlich 1930 zum dramatischen Bruch mit seinem verehrten Lehrer Adler führte.

Neben seiner täglich sechstündigen therapeutischen Arbeit und zahllosen Vorträgen, Auslandsreisen, Lehrtätigkeiten sowie einer reichhaltigen Publikationstätigkeit verstärkte er angesichts des drohenden Nationalsozialismus ab 1930 sein kommunistisches Engagement. Bereits von der Politischen Polizei beobachtet, diskutierte der jüdische Kommunist Sperber noch im Februar 1933 in Berlin öffentlich mit dem befreundeten Parteigenossen Wilhelm Reich, der auf Seiten der Psychoanalyse eine ihm vergleichbare politische Biographie aufweist. Nach

zahlreichen Wohnungswechseln hatte Sperber mit seiner ersten Frau Mirjam ab 1930 einen festen und gemeldeten Wohnsitz in der Paulsborner Str. 73b gefunden – bis zum Tag des Reichstagsbrandes am 27.2.1933. Da sich das Ehepaar nun zu Recht bedroht fühlte, wählte der bereits konspirativ arbeitende Sperber seine Unterkünfte bei Freunden, während seine Frau in den Tempelhofer Greveweg 14 zog. Von dort wechselte er schließlich in den ersten Märztagen alleine in die Wohnung eines abwesenden Bekannten in der „Künstlerkolonie“ – wahrscheinlich Kreuznacher Str. 38. Zu dieser Zeit gab es in der „Künstlerkolonie“ nicht nur eine aktive KP-Zelle, sondern es wurden auch kleine Waffenlager beherbergt. Auf Drängen von Genossen versteckte auch Sperber – leichtsinnigerweise, wie er schreibt – einige Pistolen in seinen Couches. Sperber:

Wir besprachen die Einzelheiten, unter anderem, daß ich die Nächte nicht mehr in dieser Wohnung verbringen würde, aber jeden Tag, doch nicht zur frühen Morgenstunde, in der die Polizei sich einstellen konnte, sondern erst gegen 11 Uhr dort sein und durch Anordnung der Fenstervorhänge das Zeichen geben würde, daß alles in Ordnung sei. (All das Vergangene, 1983, S. 555)

In diesen Tagen übernachtete er stets in einem anderen Bezirk bei einer Freundin, nicht aber in der Nacht vom 14. auf den 15.3.1933, die er wieder in der „Künstlerkolonie“ verbrachte. In den Morgenstunden des 15.3. wurde er durch eine Razzia geweckt, die von einem „Kommando zur besonderen Verwendung“, das aus SA und Schutzpolizei unter Oberstleutnant Walter Wecke bestand, durchgeführt wurde. Ohne dass die versteckten Pistolen gefunden wurden, führte man Sperber mit fast allen anderen Bewohnern unter höhnischem Gelächter der Passanten, Bspucken und Schlägen ab und verbrachte sie auf Lastwagen. Während seiner 37-tägigen Gefängnisaufenthalte im Polizeipräsidium Alexanderplatz sowie dem Preussische Polizeigefängnis, Lehrter Strasse 1-5 in Moabit (heute Gedenkstätte), rechnete Sperber fest mit seinem Tod. Er wird jedoch an Hitlers Geburtstag am 20.4. auf Intervention seines Vaters und Freunden

entlassen. Am 24.4.1933 verlässt Sperber Berlin – seine Frau folgt einige Tage später – und reist über Wien nach Zagreb ins Exil.

In Zagreb ereilt ihn 1934 ein Ruf der Komintern nach Paris, wo er bis zu seinem Bruch mit dem Kommunismus 1937 in zahlreichen Exil-Organisationen der Komintern – u.a. mit seinem Freund Arthur



Manès Sperber / Foto: Manès-Sperber-Archiv

Koestler – arbeitet. Diesen Bruch sollte der früh gereifte Intellektuelle nicht nur als einen mit Selbstmordgedanken verbundenen Sturz in ein Nichts und Tragödie seines lebensbestimmenden revolutionären Engagements erfahren, sondern er wird auch zum überindividuellen Hauptthema seines späteren Werks werden. In der Folge wird er eng mit dem „Leidensgenossen“ Willi Münzenberg zusammenarbeiten und u.a. seinen späteren Förderer und Freund André Malraux kennen lernen. Nach einer kurzen Militärzeit in der Fremdenlegion erfährt er in Südfrankreich, dass er auf der Auslieferungsliste steht, was zu einem weiteren Exil führt: mit seiner zweiten Frau Jenka und dem Sohn Dan Sperber muss er 1942 in die Schweiz fliehen, wo

die Familie bis Kriegsende bleibt. Hier schreibt Sperber an der 1940 begonnenen literarischen Verarbeitung seiner bitteren Erfahrungen mit dem kommunistischen Totalitarismus weiter, die zu seinem Hauptwerk, der Romantrilogie „Wie eine Träne im Ozean“, werden sollte.

Nach Paris 1945 zurückgekehrt, begann Sperbers Karriere als Schriftsteller, Geschichtsphilosoph, Sozialpsychologe und Analytiker beider Totalitarismen des 20. Jahrhunderts. Leider kann hier nicht mehr all das dargestellt werden, was bis heute Sperbers große Bedeutung als international preisgekrönter Schriftsteller, Psychologe, Aufklärer und politischer Warner begründet.

Zeitlebens hielt Manès Sperber an seinem revolutionären Engagement für eine humanere Gesellschaft fest („Ich bin ein alter Revolutionär“). Bei all den erfahrenen und herbeigeführten Brüchen – die dramatischsten betreffen das Judentum, die Adlersche Lehre und den Kommunismus – blieb er jedoch stets dem jeweils Wesentlichsten treu. Zu Recht bezeichnete er sich selbst daher als einen „treuen Ketzer“.

Am 5.2.1984 stirbt Manès Sperber in Paris (Friedhof Montparnasse).

*Hans-Rudolf Schiesser
(Manès-Sperber-Archiv)*

*Kommentierte Auswahl von Werken Manès Sperbers
(Z. Zt. meist nur antiquarisch).*

- *Wer Lebensgeschichte als Zeitgeschichte erfahren will, dem sei neben seinem erwähnten Hauptwerk Sperbers in mehrfacher Hinsicht ungewöhnliche Autobiographie „All das Vergangene“ (Trilogie) dringend empfohlen. Beide Werke wurden verfilmt.*
- *Ebenso Sperbers sozial-psychologische Vorlesungen aus seiner kommunistischen Zeit in Berlin, die er 1933/34 verfasste und noch 1978 unter dem Titel „Individuum und Gemeinschaft“ publizierte, weil er weiterhin zum Inhalt stehen konnte.*
- *Zum 100. Geburtstag Alfred Adlers 1970 veröffentlichte er die Monographie „Alfred Adler oder das Elend der Psychologie“, in der Sperbers kritisch-solidarische Position zur Adlerschen Lehre dokumentiert ist.*

Von nicht geringerer Bedeutung als der Romancier, Autobiograph und Psychologe ist der preisgekrönte Essayist Manès Sperber.

- *Eine bis heute aktuelle sozial-psychologische Analyse von Entstehung und Funktionsweise beider Totalitarismen des 20. Jhd. liefert der Essay „Zur Analyse der Tyrannis“. 1938 verfasst, erscheint diese bedeutsame Arbeit 1975 neu im Wiener Europa Verlag zusammen mit dem Essay „Das Unglück, begabt zu sein“.*

Anja Ott

geboren in der Künstlerkolonie

am 3. Februar 1933, Bonner Str. 1, Tochter von Jo Mihaly und Leonard Steckel. Der Vater, Schauspieler und Regisseur, mit Ehrengrab auf dem Berliner Friedhof Heerstraße, ist bis heute bekannt. Die Mutter, Tänzerin und Schriftstellerin, geriet in Vergessenheit. Wolfgang Leonhard aber hatte sie gut in Erinnerung. Er erzählte uns von ihrem Buch „Michael Arpad und sein Kind“, das er als Zehnjähriger gelesen und dabei geweint hatte. Seine Mutter, Susanne Leonhard, fragte er nach der Verfasserin. Sie sagte ihm: „Schau schräg hinüber, dort wohnt sie“. Sie selber wohnten Bonner Str. 12.

Anja Ott hatte 2007 Kontakt zum Verein KünstlerKolonieBerlin e.V. aufgenommen, weil auf dessen Internet-Seite gravierende Fehler über ihre Mutter, Jo Mihaly, ständen. Sie bat diese zu korrigieren. Dabei berichtete sie über eine Ausstellung im „Münchner Theatrumuseum“ mit dem Titel *Werft Eure Hoffnung über neue Grenzen* – Theater im Schweizer Exil und seine Rückkehr. Unter diesem Titel war auch ein Buch erschienen, verfasst von Brigitte Bruns, Kuratorin der Ausstellung. Ausgestellt waren dort 80% der Foto-Tagebücher ihrer Eltern. Sie dokumentieren die Jahre von 1927–1954, darunter viele Fotos von der Künstlerkolonie vor 1933. Diese liegen jetzt in der Akademie der Künste Berlin.

Die Pflege des Kontaktes habe ich übernommen und hatte Gelegenheit Anja Ott im August 2008 während meines Urlaubs kennenzulernen, einen wunderbaren Menschen mit dem ich auf gleicher Wellenlänge kommunizieren konnte. Es entwickelte sich ein freundschaftlicher Schriftwechsel und langsam lernte ich viele Stationen ihres Lebens kennen. Ihr war es sehr wichtig, dass ihre Mutter nicht vergessen wurde. So war sie überglücklich, dass Niklaus Starck die Biografie „Jo Mihaly und die Würde des Menschen“ schrieb, die sie selbst noch trotz schwerer Krebserkrankung bearbeitete. Die gedruckte Fassung des Buches konnte sie nicht mehr in

Händen halten. Der Tod war schneller und erlöste sie am 28. September 2011 von ihren großen Schmerzen.

Verfasserin: Elisabeth Kiele



Elisabeth Kiele – Anja Ott / Foto: privat

Für einen neuen KünstlerKolonieKurier hat Anja Ott den folgenden Beitrag am 04.02.2011 lektoriert:

Jo Mihaly – Zeugen des Jahrhunderts 1987 (Ausschnitt Künstlerkolonie)

Sie erzählt: ich habe meinen Mann, Leonard Steckel, in der Volksbühne kennengelernt. Wir beide spielten im „Sommernachtstraum“, er die Tisbe, ich eine Elfe. Er lief immer hinter mir her mit den Worten „Jo, ich verfolge Sie“. Er war urkomisch.

Wir heirateten 1927 und lebten von Beginn an in der Künstlerkolonie am Breitenbachplatz, ein Geviert, das die GDBA (Genossenschaft Deutscher Bühnengehöriger) gebaut hatte. In dem Block lebten damals etwa 400 Familien.

Hitler war an der Macht. Er hatte in die Briefkästen Flugblätter stecken lassen mit 19 Punkten, wie z.B. den Einmarsch in Polen und die Verfolgung der Juden. Ich begreife nicht, dass die Leute behaupteten, sie hätten nichts gewusst. Die Bewohner der Künstlerkolonie waren gegen Hitler. Unser Wohnbezirk flammte in roten Fahnen, wenn Demonstrationen stattfinden sollten.

Am 15. März 1933 kommt es zur Großrazzia. Die Künstlerkolonie wurde mit Lastwagen umstellt. Keiner durfte das Haus verlassen, es hieß, weg von den

Fenstern. Die SA wurde von Schupos der örtlichen Polizeiwachen begleitet.

Steckel war zu einer Probe bei Erwin Piscator. Ich war mit unserem Kind allein in der Wohnung in der 3. Etage (Bonner Str. 1) und wurde gerade von zwei Ärzten an der Brust operiert. Sie waren Juden. Als sie an unserer Wohnungstür Einlass wollten, wurde dem Schupo – damals war die Schutzpolizei in Berlin noch sozialdemokratisch geleitet – der Sachverhalt mitgeteilt. Der stellte sich vor den Nazis schützend vor meine Tür.

Auf einem Tisch lag offen ein Brief von Tucholsky mit der Anrede „Teure Genossin“. Aber die Nazis interessierten sich mehr für die Heldenflieger im Fotoalbum vom Ersten Weltkrieg, u.a. Ernst Udet und Hermann Göring. Steckel wollte, dass es offen auf dem Schreibtisch liegt nach dem Motto, wenn sie kommen, werden sie sich zuerst dafür interessieren.

Im Geviert des Hofes wurden die Menschen zusammen getrieben. Bilder in Glasrahmen aus ihren Wohnungen wurden über ihren Köpfen zerschlagen, dass sie bluteten. Sie wurden auf Lastwagen verladen und in Gefängnisse und Konzentrationslager gebracht.

Wochen später kam ein SS-Offizier, in voller Montur, zu mir und machte mir ein offizielles Angebot vom Propaganda-Ministerium. Sie wollten mich als Kulturtänzerin. Ich sagte, ich könne nur tanzen nach meinem Gefühl, zum Thema der „Verfolgung der Juden“ oder „Vision des Krieges.“ Er sagte, „das ginge nicht“ und „fahren Sie außer Landes, morgen schon“ und verabschiedete sich mit einem Handkuss. Das war im Sommer 1933.

Ich hatte eine alte berliner Arbeiterin als Haushaltshilfe. Sie half mir beim Packen und der Abreise. In einem Henkelkorb hatte ich Anja, meine Tochter. Als wir die Treppe herunter gingen kam uns der Postbote entgegen mit einem Telegramm an Steckel: „Engagement* in Zürich perfekt“

* Leonard Steckel spielte ab 8.9.1933 den Lucio in „Maß für Maß“ von Shakespeare im Zürcher Schauspielhaus.

vom Intendanten Ferdinand Rieser. Unten angekommen, stand über dem Haus ein großer Regenbogen. – Es gibt komische Dinge ...

Auf der Straße standen Verkaufsbuden. Ein Budenbesitzer rief höhnisch: „Ab nach Jerusalem!“ Da küsste meine Haushaltshilfe, diese kleine berliner Arbeiterin, mir die Hand. Das war damals absolut lebensgefährlich. Diese mutige Frau hätte daraufhin sofort verhaftet werden können.





Impressum:

Herausgeber und Redaktion:

**Künstlerkolonie Berlin e.V. , Geschäftsstelle: c/o Alwin Schütze
10717 Berlin, Nassauische Straße 27, Tel. 558 73 127**

Satz, Layout: Svea Haske, Druck: PrimeRate Kft. Budapest

Urheberrechte für die Beiträge liegen bei den genannten Autoren; bei nicht gekennzeichneten Beiträgen bei der Redaktion. Fotonachweise, Bildrechte sind bezeichnet.

Mail: kueko@kuenstlerkolonie-berlin-ev.de / Internet: www.kuenstlerkolonie-berlin-ev.de

Kontoverbindung: Kontoinhaber: Künstlerkolonie Berlin e.V.

IBAN DE35 1005 0000 01903201 17 / Berliner Sparkasse

Der Verein ist wegen Förderung kultureller Zwecke als gemeinnützig anerkannt vom Finanzamt für Körperschaften (Steuernummer 670/54712). Spenden und Beiträge sind steuerlich absetzbar.

Historisches Material, Berichte, Schriften, Bücher, Presse, Fotos, Bilder, Programmhefte, Lebensläufe, Briefe, Zeichnungen, Pläne, Zeugnisse, Urkunden, Nachlässe und andere Zeitdokumente, evt. auch Filme, Videomaterial oder Almanache werden für die fortlaufende Arbeit und das Archiv des Künstlerkolonie Berlin e.V. erbeten und können dem Vorstand (ggf. auch nur leihweise) übergeben werden. Redaktionelle Mitarbeit und Zusendungen von Schriften oder Artikeln etc. sind ebenso erbeten.